

Dr. Johann Heinrich Roth von Kessweil

Autor(en): **Pupikofer, J.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte**

Band (Jahr): **9 (1868)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-585023>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dr. Johann Heinrich Roth von Reßweil.

Eine Lebensstizze, mitgetheilt von J. A. Pupikof er.

Wenn in den frühern Jahrhunderten in einem jungen Thurgauer die Schwingen des Geistes sich stärker entfalteten, als für den Bauernstand, in dem er geboren war, nöthig oder mit der beschränkten Unterthänigkeit verträglich schien, fühlte er bald, daß die heimische Luft seinem höhern Streben zu wenig Raum und Nahrung biete. Um seinem innern Berufe leben und seine Anlagen ausbilden und einen angemessenen Wirkungskreis finden zu können, mußte der aufstrebende Jüngling auf gut Glück in die Welt hinauslaufen und unter Fremden als Fremder eine andere Heimat suchen als die, welche ihm die Geburt angewiesen hatte.

Dies war auch das Schicksal des Arztes Joh. Heinrich Roth von Reßweil, Chirurgien du Maréchal comte de Saxe, médecin du Roi.

Er war der Sohn des Hans Peter Roth, Bäckers in Reßweil, und der Maria Nuoser, geboren am 9. August 1711. Da der damalige Pfarrer Erni von Reßweil sein Taufpathe war, läßt sich folgern, daß seine Eltern zu den angesehenern Leuten des Dorfes zählten. Dieses Verhältniß zum Ortspfarrer, vielleicht auch die Erinnerung an den Geschlechtsverwandten der Mutter, den Schweinschneider Nuoser von Siegershausen, der durch die Operation des Kaiserschnittes die ganze medizinische Welt und alle Geburtshelfer in Erstaunen setzte, mochte neben den ausgezeichneten Geistesanlagen Veranlassung sein, daß der junge Roth dem Schärer Hüni in Horgen in die Lehre gegeben wurde, um sich zu einem praktischen Arzte

oder nach damaliger Bezeichnung zum Operator auszubilden. Statt aber diesen vorgezeichneten Pfad gemessenen Schrittes zu verfolgen, lief der Lehrling mit einem Marktschreier in's Weite. Die Eltern mußten ihn verloren geben. Er jedoch kam in die Armee des französischen Feldherrn, des tapfern Marschalls Moritz von Sachsen, machte sich als Feldchirurg bemerkbar und hatte das Glück, den erkrankten Marschall, den die Leibärzte bereits aufgegeben hatten, zu heilen und in Folge dessen zu dem Range eines Stabschirurgen bei der französischen Armee emporgehoben zu werden.

So lange der Marschall lebte, bekleidete Roth bei ihm das Amt eines Leibarztes. Nach desselben Tode (1750) erhielt er eine lebenslängliche Pension von 800 Gulden und ließ sich in Straßburg nieder. Neben der ärztlichen Praxis, die er hier in den vornehmsten Familien fand, besorgte er auch in den nahen Bädern zu Niederbronn die Stelle eines Badinspektors und Badarztes; und da er sich auch in diesen Verhältnissen neue Verdienste erwarb, machte ihn die Regierung Ludwigs XVI. mit einer ansehnlichen Gehaltszulage zum Inspektor über die Feldärzte der französischen Armee.

Gewiß ist es sehr zu bedauern, daß der glückliche Feldchirurg Roth seine Lebenserfahrungen nicht verzeichnet und der Nachwelt überliefert hat, was er in den Feldzügen des Marschalls, namentlich bei der Erstürmung von Prag 1741, in den Schlachten von Fontenoy 1745 und bei Raucour 1746 erlebt, in welcher Weise er die Verwundeten operirt, mit welchen Mitteln er die Kranken geheilt habe. Wohl erzählte er seinen Freunden gerne davon; aber Vielschreiberei war nicht seine Sache. Einigen Ersatz für dieses Stillschweigen bieten die gedruckten Memoiren des Marschalls. Wenn wir den Mittheilungen derselben folgen, so mögen wir dabei denken: der Feldchirurg Roth war auch dabei.

Einer seiner jüngern Zeitgenossen, Lindinner von Zürich, der letzte Stiftsverwalter der Komthurei Bubikon, erzählt aus Roth's Privatleben anderes, was vielleicht noch anziehender ist, als Feldlager-scenen und Schlachtgemälde oder Lazarethjammer. Er sagt:

Meine lieben Eltern zogen 1763 von Zürich nach Straßburg, wo sie bis in den Mai von 1769 wohnten. In unser Haus daselbst

kam oft ein ansehnlicher alter Herr, der eine schön gepuderte Lockenperücke, eine scharlachrothe Weste mit Goldtressen besetzt trug und ein ernsthaftes Gesicht machte, man hieß ihn nur Dr. Roth. Er war unverheirathet, speiste oft bei meinen Eltern, sowie auch in vielen vornehmen Häusern, z. B. der Dietrich, der Türkheim u. s. w. Meine sel. Mutter schätzte ihn sehr, weil er der einzige Mann war, der meinem Vater die Wahrheit sagen durfte. Seine Sprache war fest, entschieden. Er sprach aber fast schweizerdeutsch, nur schlecht französisch; auch war das Komplimentmachen seine Sache nicht; dennoch achteten und schätzten ihn Herren und Damen. Die Franzosen hießen ihn le brave Suisse. Gegen Unrecht und Unterdrückung sprach er ohne Furcht; dann glühte sein lebhaftes, von dichten Brauen beschattetes Auge. Auch den schweizerischen Regenten rechnete er es übel an, daß sie sein Heimatland Thurgau so schlecht regierten. Dagegen half er allen Schweizern, die nach Straßburg kamen und seiner bedurften, mit Rath und That. Zwei seiner Neffen ließ er erziehen. Einer derselben lebte als Uhrmacher in Genf. Eine Nichte wohnte als Haushälterin bis zu seinem Tode bei ihm und verehelichte sich nachher in Straßburg. Er selbst blieb unverehelicht und meinte daran wohl gethan zu haben; denn er hielt es für eine Thorheit, als alter Junggeselle noch zu heirathen, und meinte, wenn ihm seine Frau solche Söhne gebären würde, wie jene Prokesen, die er so zahlreich in den Straßen herum lümmeln sehen mußte, hätte er vielleicht nicht genug väterliche Zärtlichkeit behalten, sie zu lieblosen.

Unter den medizinischen Grundsätzen des Dr. Roth stand oben an: Jeder Mensch kann sein eigener Arzt sein, ohne daß er Medizin anwendet, wenn er nur schädlicher Einflüsse sich enthält und die Naturkraft des Körpers begünstigt. Diesen Grundsatz befolgte er in seiner eigenen Leibespflege mit so gutem Erfolge, daß er noch in seinem achtzigsten Jahre sich selbst rasirte. Nachdem er 1785 noch von einer schweren Krankheit sich wieder erholt hatte, unterlag er einem neuen Krankheitsanfalle zwei Jahre später. Als er am 4. August 1785 starb, berichtete der Pfarrer Schäffer: Le jour de sa mort étoit un jour de desolation pour tous les pauvres

de ces cantons, qu'il assistoit par ses conseils, ses remèdes et sa bourse. Pendant les 22 ans de mon ministère dans les troupes et ici à la campagne j'ai vu bien des malades et des mourants, mais pas un seul, qui conservoit sa sérénité, sa pleine connoissance et son sang froid dans tous les tourmens de la maladie aussi long tems que lui. Une demi-heure avant que de rendre l'ame il me parloit encore de son entière resignation à la volonté de Dieu et son désir à être bientôt dans le vrai domicile des élus. La veille il s'étoit présenté un rayon d'espoir de guérison; il l'employoit pour me dicter le course de sa vie, sans oublier la moindre date. Ayant fini il ajouta: Si je vis ce ne peut être qu'un repit, que je ne désire pas.

In seinem Testamente vermächte er den Armen zu Wolfisheim, wo er begraben liegt, 50 Gulden. Die Schule in Reßweil wurde mit 200 Gulden bedacht, deren Zinse zu Anschaffung von Büchern für arme Kinder verwendet werden sollten. Damit bezeugte auch er, daß eine gute Schulbildung für arme Kinder das beste Almosen und zugleich das zuverlässigste Hülfsmittel sei, zu einem ehrlichen Berufe zu gelangen.